

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

„Aller Deutscher Genien Bekannter, Correspondent und Freund“

ZUM ERSCHEINEN SEINES BRIEFWECHSELS AUS DEM JAHRE 1786 IN BAND 1/5.

Friedrich Heinrich
Jacobi. Gemälde
(um 1842) von
Laurentius Schäfer,
nach einem Porträt
von Johann Friedrich
Eich (1748–1807)
aus dem Jahre 1780.



VON WALTER JAESCHKE

Im Briefwechsel Friedrich Heinrich Jacobis (1743–1819) nimmt das Jahr 1786 eine Sonderstellung ein: Es ist das Jahr nach dem Erscheinen seines Werkes *Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Men-*

delssohn. Dieses Werk hat Jacobi – nach dem Erscheinen einer Vielzahl keineswegs unbedeutender, aber doch kleinerer Abhandlungen vor allem im *Teutschen Merkur* und im *Deutschen Museum* sowie früher Fassungen seiner Romane *Allwill* und *Woldemar* – schlagartig aus dem „Freund aller deutschen Geni-

en“, wie Georg Forster ihn genannt hat, zu einem der bekanntesten, aber auch angefeindeten Philosophen seiner Zeit gemacht. Denn in diesem Werk berichtet Jacobi, unter Berufung auf ein Gespräch, das er im Juli und August 1780 mit Gotthold Ephraim Lessing geführt hat, also ein halbes Jahr vor Lessings Tod, Lessing habe sich ihm gegenüber zur Lehre des Spinoza bekannt. „Spinozismus“ aber galt der Philosophie und Theologie dieser Zeit als Inbegriff des Pantheismus und des Atheismus – und deshalb erschien Jacobis Bericht manchen Zeitgenossen als Verunglimpfung des Andenkens des allzu früh verstorbenen Verfassers des *Nathan*. Und Jacobi hat seinen Zeitgenossen noch weiteren Anstoß gegeben: Aus seinen Briefen an Moses Mendelssohn, die einen Teil dieses Werkes bilden, wurde ersichtlich, dass auch Lessings vermeintlich engste Freunde – die Berliner Aufklärer – von Lessings philosophischen Überzeugungen nichts gehat haben. Noch vor dem Erscheinen von Jacobis Werk hat sich Moses Mendelssohn bereits durch seinen Briefwechsel mit Jacobi genötigt gesehen, Lessing gegen die vermeintliche Beschuldigung des Atheismus in Schutz zu nehmen und ihm nur einen „geläuterten Pantheismus“ zuzusprechen. Sein Werk *Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes* ist Ende 1785 erschienen, fast gleichzeitig

mit Jacobis *Spinoza-Briefen*, und gegen diese hat Mendelssohn noch eine weitere Schrift *An die Freunde Lessings* verfasst.

Der „Spinoza-Streit“

Der heftige öffentliche Streit, der hierdurch ausgelöst worden ist, hat als ein Streit um die historische Wahrheit von Jacobis Bericht begonnen – und dieser Streit wird sogar bis in die Gegenwart fortgesetzt. Vor allem aber hat sich dieser Streit bald vom historischen Detail zu einer Auseinandersetzung um den philosophischen Gehalt der Schrift Jacobis entwickelt. Erst hierdurch ist er – unter den Namen „Spinoza-Streit“ oder „Pantheismus-Streit“ – zu einer der großen philosophisch-theologischen Streitsachen am Ende des 18. Jahrhunderts geworden. Denn im Ausgang vom historischen Bericht über sein Gespräch mit Lessing hat Jacobi in seinem Werk argumentiert, dass alle Philosophie, die auf Demonstration ausgehe – wie die rationalistische Philosophie seiner Zeit –, in Fatalismus und folglich in Pantheismus und Atheismus münde – also auch die damals noch sehr angesehene rationalistische Philosophie eines Leibniz oder Wolff. Jacobi bezeichnet sie als ebenso deterministisch wie die Lehre des Spinoza. Denn jeder Beweis setze etwas Erwiesenes voraus, dessen Prinzip „Offenbarung“ sei. Deshalb sei das Element aller menschlichen Erkenntnis und Wirksamkeit in Wirklichkeit nicht die schlussfolgernde Vernunftkenntnis, sondern vielmehr „Glaube“. Insbesondere diese Begriffe „Offenbarung“ und „Glaube“ wirkten auf Jacobis aufklärerisch gesinnte Zeitgenossen – zusätzlich zur historischen Provokation des Lessing-Gesprächs – zugleich als eine philosophische Provokation. Sie hat jedoch nicht verhindert, sondern vielmehr den Anstoß dazu gegeben, dass im Anschluss an Jacobis ausführliche und doch sehr pointierte Interpretation

der Lehre Spinozas, jedoch entgegen seiner Intention, eine erneute Zuwendung zur Philosophie Spinozas eingesetzt hat, eine Wende zum „Neuspinozismus“, für den hier nur die Namen Herder, Goethe und Schleiermacher stehen mögen.

Der Beginn der Auseinandersetzungen

Angesichts dieser historisch-philosophischen Ausgangslage verwundert es nicht, dass das Jahr 1786 in Jacobis Briefwechsel eine Son-



WESTFÄLISCHES LANDESMUSEUM MÜNSTER, PORTRÄTARCHIV DIEFFENBROCK

derstellung einnimmt. Aus keinem anderen Jahr sind so viele Briefe – etwa dreihundert – überliefert oder wenigstens bekannt. Sie berichten zwar auch ausführlich über private Freuden und mehr noch über private Sorgen; vor allem aber spiegeln sie nahezu lückenlos die philosophischen Auseinandersetzungen, an denen Jacobi in diesem für ihn sehr ereignisreichen Jahr teilgenommen hat. In diesem Streit stehen auf der einen Seite neben Jacobi vor allem Johann Georg Hamann, Thomas Wizenmann, Johann Kaspar Lavater und Matthias Claudius, auf der anderen Seite die Berliner Aufklärer: Christoph Friedrich Nicolai, Johann Jakob Engel, Karl Philipp Moritz und der Kreis um die *Berlinische Monatsschrift* Friedrich Gedickes und Johann Erich Biesters. Die Streitigkeiten setzen mit dem

Beginn des Jahres 1786 ein, und sie werden unmittelbar überschattet und verschärft durch eines der ersten Ereignisse dieses Jahres: durch den Tod Mendelssohns am 4. Januar. Herder kommentiert Mendelssohns Tod zwar mit einem versöhnlichen „*All Fehd' hat nun ein Ende*“; Goethe jedoch sieht die für Jacobi erschwerte Lage realistischer voraus: „*die zurückgebliebenen werden nun für den Todten fechten und sie haben dadurch gut Spiel*“. Aber auch Goethe hat nicht voraussehen können, dass die „zurückgebliebenen“ ihr Gefecht für den „Todten“ dadurch führen, dass sie in einem Zeitungsartikel Jacobis die Schuld am Todesfall zuschieben – ein der Hitze dieses Gefechts geschuldeter, aber gleichwohl empörender Vorwurf. Margarethe Elisabeth Reimarus, Jacobis und zugleich Mendelssohns Hamburger Freundin, die „Emilie“ aus Jacobis *Spinoza-Briefen*, beteuert deshalb, „*jeder Mensch von blos sittlichem Gefühl sei indigniert über diesen Artikel*.“ Johann Georg Hamann, im Jahr 1786 Jacobis wichtigster Korrespondenzpartner, kommentiert den Vorgang: „*Die Anklage eines begangnen Mords hat eine sehr komische Seite, und ist noch verächtlicher, als grobe Verläumdung betrachtet*.“ Und Jacobi selber urteilt über die „Mordgeschichte“: „*Daß Mendelssohn um meinethwillen sich so sehr erhitzt u wieder erkältet hat, dass er davon gestorben ist, thut mir herzlich leid; aber die lange Predigt davon, u der heilige Eifer des seligen Mannes selbst, hat mich lachen machen*“.

Jacobis Verteidigung

Mendelssohns postume Schrift *An die Freunde Lessings* bezeichnet Jacobi „*als einen sonderbaren Roman, den man mit allem Recht eine Schmähschrift nennen kann*“. Sie bestärkt ihn in seinem Vorhaben, die gegen ihn gerichteten Vorwürfe mit Gelassenheit und Kaltblütigkeit zurückzuweisen, und so arbeitet er

Johann Georg Hamann, gestochen von J. A. Weger, Leipzig, gedruckt bei Zehl jun. in Leipzig. Die Vorlage hierfür stammt etwa aus dem Jahr 1770.

in den ersten Monaten des Jahres eine Verteidigungsschrift aus: *Wider Mendelssohns Beschuldigungen betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza*. Sie erscheint im April, wird jedoch auch in seinem Freundeskreis mit Zurückhaltung aufgenommen. Hamann, der mehrfach zur Zurückhaltung gemahnt hat, stößt sich insbesondere an der Art, wie Jacobi ihn ins Spiel bringt, und Goethe antwortet auf die Zusendung, er habe dies Büchlein „mit Anteil gelesen, nicht mit Freude. Es ist und bleibt eine Streitschrift“; er hätte „gewünscht, die *Species facti* wäre simpler vorgetragen, alles Leidenschaftliche dabey kann ich nicht billigen und die vielen Um und Anhänge thun auch nicht gut wenn man kämpft“. Johann Wilhelm Ludwig Gleim distanziert sich lebhaft von dem „Stiergefecht“, und er ermahnt die streitenden Brüder, es doch wenigstens „bey den Hörnern“ zu belassen und sich nicht „mit Kains Keulen“ zu schlagen. Margarethe Elise Reimarus äußert zwar Verständnis für Jacobis Lage und Handeln, gesteht ihm aber: „je mehr ich über diese Sache lese, desto mehr überwältigt mich ein tiefer Kummer; der mir fast kein anderes Gefühl übrig läßt, als daß ich einen Theil meines Lebens hingeben möchte, um das Ganze ungeschehen zu machen.“ Einzig Lavater stimmt Jacobis Verteidigung vorbehaltlos zu – bis auf den Umstand, dass sie noch „nicht populär“ genug formuliere: „Einige Stellen der Vertheidigung scheinen mir für das rohe Völklein zu fein“.

Dialektik der Aufklärung

Der Streit mit Mendelssohn und seinen Anhängern ist jedoch nicht der einzige, in den Jacobi in diesem Jahr verwickelt ist. An ihn schließen sich unmittelbar die Auseinandersetzungen mit den Berliner Aufklärern um das von Franz Michael Leuchsenring aufgebrachte Märchen des Krypto-Jesuitismus. Die Fronten in

diesem Streit verlaufen ähnlich wie bereits im Spinozastreit; unter den neu Hinzugekommenen ist vor allem Christian Garve zu nennen. Jacobi greift damals zwar nicht durch eine eigene Schrift in die Auseinandersetzungen ein, ist jedoch in seinem Briefwechsel intensiv in ihn verstrickt. Denn dieser Streit lässt für Jacobi die Schattenseiten der Aufklärung allzu offenkundig werden: In ihrem Bestreben, überall das Licht zu verbreiten, alle Finsternis mit der Fackel der Vernunft zu vertreiben und an Stelle der alten dunklen Mächte die „Herrschaft der Vernunft“ aufzurichten, fällt sie selber nicht allein hinter ihren Anspruch zurück, sondern sie zeigt ihre eigene „Dialektik“. Sie reproduziert und verstärkt diejenigen Missstände, zu deren Beseitigung sie doch eigentlich angetreten ist.

Kritik des transzendentalen Idealismus

Im Sommer reist Jacobi für zwei Monate nach England, und er äußert sich überaus begeistert über die landschaftliche Schönheit und den kulturellen Reichtum. Im Herbst jedoch gewinnt der bereits abgeflaute Streit um Mendelssohn noch eine neue Dimension durch Kants Abhandlung *Was heißt: Sich im Denken orientiren?* Sie erscheint im Oktober in der *Berlinischen Monatsschrift* und beendet die langen Mutmaßungen, auf welche Seite sich Kant im Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn wohl schlagen werde. Jacobi sieht sich durch Kants Abhandlung nicht bedroht; an Johannes Müller, den Autor der *Schweizer Geschichte*, schreibt er eher erleichtert: „Die Furcht hat sie hauptsächlich eingegeben, und sie ist so beschaffen, daß ich ganz freye Hand behalte.“

Zugleich aber sieht Jacobi sich durch öffentliche Stellungnahmen, die seine Rede vom Glauben in ein enges Verhältnis zu Kants Begriff

des moralischen Glaubens setzen, dazu genötigt, sich inhaltlich mit dessen Philosophie intensiver als zuvor auseinanderzusetzen. Die Sicht, die er hierbei gewinnt, spricht er in der Bildlichkeit der von ihm in Auftrag gegebenen Schlussvignette zu *Wider Mendelssohns Beschuldigungen* aus: „*Sein Weltey ist hohl, u kein Vogel hat je eins mit so dünner Schale gelegt. Für den decidierten Idealismus ist die Schale hart genug, u dann ist ein großes, schönes, herrliches Ey. Aber von der bloßen Heucheley irgend eines andern Inhalts, platzt das Ding wie eine Seifenblase.*“ Diese Einschätzung des Kantischen Idealismus weist bereits auf ein neues Werk, das Jacobi im Herbst beginnt und auch fast beendet: *David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus. Ein Gespräch*. In diesem Werk setzt er sich nicht allein mit der Kritik an seiner Rede vom „Glauben“ auseinander, sondern er wendet sich einem neuen Thema zu: der Kritik an Kants *Transzendentalen Idealismus*. Ihr ist vor allem die Beilage *Ueber den transcendentalen Idealismus* am Schluss dieses Werkes gewidmet. Durch diese Beilage wird Jacobi zum wichtigsten Kritiker des Kantischen – „versteckten“ – Idealismus und eben damit auch zum wichtigsten Anreger der auf Kant folgenden Entwicklung der Philosophie, für die die Namen Fichte, Schelling und Hegel stehen. Hegel hat Jacobi später als einen „Wendepunkt der geistigen Bildung der Zeit“ bezeichnet – und es ist insbesondere das Jahr 1786, das Jahr des Streits um den Spinozismus und der Ausarbeitung der Kritik an Kant, das auch im Leben Jacobis selber einen derartigen „Wendepunkt“ bezeichnet.

Der Autor ist Mitglied der Kommission für die Herausgabe des Briefwechsels von F. H. Jacobi der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und o. Professor für Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum.



Friedrich Heinrich Jacobi: Briefwechsel. Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Reihe I, Band 5: Briefwechsel 1786. Herausgegeben von Walter Jaeschke und Rebecca Paimann. Unter Mitarbeit von Albert Mues, Gudrun Schury und Jutta Torbi. Stuttgart-Bad Cannstatt 2005. XXV, 463 S.